

Absage an den Titanismus

Die heute in den fünfziger Jahren stehenden Theologen haben wohl alle einmal mehr oder weniger vom herben Trank der „dialektischen Theologie“ gekostet, manche sich daran ernüchtert, manche einen Rausch davongetragen. Für die letzteren muß Karl Barths jüngst erschienene Schrift „Die Menschlichkeit Gottes“ (35 Seiten, Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich) eine nicht geringe Anfechtung bedeuten, insofern sie des berühmten Autors unverblümete Absage an den „Titanismus“ seiner Römerbrief-Zeit enthält. „Uns faszinierte damals zunächst das Bild und der Begriff eines ‚ganz Anderen‘“, erinnert sich Karl Barth, „das wir nun doch nicht unbesehen mit der Göttlichkeit dessen hätten identifizieren dürfen, der in der Bibel Jahve-Kyrios heißt — das in der Isolierung, Abstraktion und Verabsolutierung, in der wir es betrachteten und dem Menschen, diesem elenden Tropf, gegenüberstellten — um nicht zu sagen: um die Ohren schlügen —, mit der Göttlichkeit des Gottes der Philosophen immer noch oder schon wieder größere Ähnlichkeit hatte als mit der des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs. War der Eindruck mancher Zeitgenossen ganz unbegründet, hier möchte alles darauf hinauslaufen, Schleiermacher zur Abwechslung von den Füßen auf den Kopf zu stellen, das heißt Gott zur Abwechslung auf Kosten des Menschen groß zu machen; hier möchte also im Grunde nicht allzuviel gewonnen sein, hier möchte vielleicht letztlich doch nur ein neuer Titanismus am Werke sein? War es nur Verstocktheit, wenn neben den Vielen, die ein Stück weit befreit aufhorchten und mitgingen, nun doch so viele andere es vorzogen, verblüfft oder auch — wie damals Harnack! — zornig über solche Neuerung ihre Köpfe zu schütteln?“

Die Ausführung des inzwischen neu gewonnenen Standortes im zweiten Teil dieser vor schweizer Pfarrern gehaltenen Rede läßt an Energie, an provokatorischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sie zeigt den inzwischen ins achte Lebensjahrzehnt eingetretenen Autor durchaus auf der Höhe seiner theologischen Anfänge; man kann nicht umhin, den jugendlichen Schwung zu bewundern, mit welchem er jetzt diese erstaunliche Wendung vollzieht, die freilich demjenigen, der mit den neun Bänden der „Kirchlichen Dogmatik“ nur einigermaßen Schritt halten konnte, keine unbedingte Überraschung bedeutet.

Uns an unserer Stelle interessiert an dem Vorgang ein nicht nur den theologischen Autor, sondern den Schriftsteller überhaupt betreffendes Problem, welches — ohne allzuhäufig hervorzutreten — im Geistesleben unter Umständen epochemachende Bedeutung haben kann, obwohl es gewöhnlich zugleich auch einige Verwirrung auszulösen pflegt. Man erinnert sich, daß beispielsweise Ernst Jünger, nachdem er während des Krieges, mit seinem Tagebuch „Gärten und Straßen“, eine deutliche Abkehr von seinem vor dem Kriege eingenommenen Standort vollzogen hatte, die bis dahin erschienenen Bücher summarisch als sein „Altes Testament“ bezeichnete, womit er ja wohl zum Ausdruck bringen wollte, daß sie zwar eine von ihrem Autor inzwischen überwundene Haltung bezeichneten, jedoch mit der neu gefundenen auch einen positiven Zusammenhang hätten — wie das auch Karl Barth in seiner Schrift ausdrücklich tut, indem er erklärt: es könne sich nicht darum handeln, „jene Wendung (im Römerbrief-Kommentar) zu verleugnen oder rückgängig zu machen“, vielmehr gehe es um eine „Retraktation“, d. h. „einen neuen Ansatz und Angriff, in welchem das Gesagte erst recht, nur nun eben besser, zu sagen ist“; inhaltlich gesehen: „Wer jene frühere Wendung nicht mitgemacht hat, wem es etwa immer

noch nicht eindrücklich geworden sein sollte, daß Gott Gott ist, der würde, was nun als wahres Wort von seiner, Gottes, Menschlichkeit weiter zu sagen ist, sicher auch nicht in Sicht bekommen.“

Diese Warnung nehmen wir zur Kenntnis — fragen uns aber: werden diejenigen, die gemäß Karl Barths „erster Nachkriegstheologie“ gepredigt haben, und derer waren viele, die also jene berühmten, jetzt von Barth ironisierten Formeln bitter ernst genommen haben — das „senkrecht von oben“, der „unendliche qualitative Unterschied“, der „Hohlraum“, die „Tangente“, der „Sprung in den Abgrund“ — werden diese seine in solchen Gedanken und Vorstellungen groß und alt gewordenen Schüler in der Lage sein, sich in ihrer Verkündigung eben so schwungvoll auf die „Menschlichkeit Gottes“ umzustellen, wie es ihr Lehrer vermag? Und weiter: die Lehre, die in jenen Formeln sich ausdrückt, ist durch die Predigt in die Gemeinde gedrungen — wie tief und wie weit, wissen wir nicht —, sie hat, man darf das wohl sagen, bei nicht wenigen Gemeindegliedern, so schroff und unerbittlich, so — sit venia verbo — unmenschlich vorgetragen, Erschütterung, aber auch Verwirrung hervorgerufen. (Mit welcher Erbitterung hat z. B. Martin Rade in seiner „Christlichen Welt“ sich damals zum Sprecher der also erschütterten und verwirrten Gemüter gemacht!). Was „oben“, in den Regionen des theologischen Denkens, sich vollzieht, findet „unten“, in der Gemeinde, zwar nicht immer gleichlaufenden Widerhall, kann auf der andern Seite aber, wenn es erst einmal nach unten gedrungen ist, sich in einer Weise fixieren, daß Fortschritte des theologischen Denkens, erst recht ein Widerruf, und sei er noch so bedingt, dagegen einfach nicht aufkommen. Nun hat im Falle Ernst Jünger der Autor es ganz auf seine eigene Kappe zu nehmen, wenn er die von ihm vorgenommene „Wendung ins Gegenteil“ öffentlich kundtut. Gegen den Theologen hingegen wird sich aus der Gemeinde die Frage erheben, und doch wohl mit Recht, wie sich der Umschwung von einer „alten“ Wahrheit zu einer „neuen“ nicht nur im Rahmen eines Lebenswerkes, sondern auch im Rahmen der kirchlichen Lehre begreifen lasse. Schließlich ist ja nicht wenigen auch noch die Heftigkeit in Erinnerung, mit welcher damals Karl Barth und seine Schüler ihren Angriff gegen rechts und links vortrugen. Die mit vorgerückten Jahren gewonnene Altersmilde läßt solche Heftigkeit heute nicht mehr aufkommen, sie stünde ja auch arg im Widerspruch zum Inhalt des in dieser Rede vorgetragenen Entwurfes einer Theologie von der „Menschlichkeit Gottes“. Unwillkürlich kamen wir beim Lesen dieses zweiten Teils der Rede die Worte des Orest aus dem dritten Akt von Goethes „Iphigenie“ in den Sinn: ... „Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz. / Die Eumeniden ziehn, ich höre sie, / Zum Tartarus und schlagen hinter sich / Die ehrnen Tore fern-abdonnernd zu. / Die Erde dampft erquickenden Geruch / Und ladet mich auf ihren Flächen ein, / Nach Lebensfreud und großer Tat zu jagen.“ Um einen bloßen Wechsel in der Betonung kann es sich ja nicht gut handeln — von der Divinität weg zur Humanität —, obwohl in der Art, wie etwa auf Seite 17 ein theologischer Begriff der Humanität entwickelt wird oder auf Seite 24 die „Allversöhnung“ aus Gottes „Menschenfreundlichkeit“ abgeleitet wird, fühlbar ein von den menschenfeindlichen Erfahrungen unserer Zeit gespeistes Pathos mitschwingt.

Von Gottes „Ja zum Menschen“ handelt auch die dem Hefte angehängte, im Oktober 1956 zu Basel gehaltene Predigt — und man geht wohl nicht fehl, wenn man diese Beilage als einen Wink des Autors dahingehend versteht, es müsse nun auch der neuen Erkenntnis gemäß gepredigt werden. Mir scheint, daß es leichter ist, von der Menschlichkeit Gottes zu predigen als von dem „Ganz andern“. Gefahr ist wohl immer — damals, daß die Menschlichkeit Gottes zu kurz kam, heute, — möglicherweise, man muß es abwarten, — daß über der Freude an seiner Menschlichkeit Gottes Gottheit in den Schatten rückt. Damals lag die Gefahr des Titanismus näher, heute die des Enthusiasmus. Ein Eingriff in den Gang der Dinge aber ging und geht in beiden Fällen aus — und dafür muß man Karl Barth aus vollem Herzen Dank sagen.

Kurt Ihlenfeld